



**DIE SPIEGELREISENDE**

**DIE VERLOBTEN DES WINTERS**

Christelle Dabos

**INSEL**

hoch: »Männer, die töteten, und Männer, die getötet wurden.«

Als sie sah, wie Melonen-Hut sich mit vor Abscheu und Entsetzen verzerrtem Gesicht den Magen hielt, empfand sie etwas Mitleid. Die Lektion war hart gewesen, das wusste sie. Dieser Junge war mit heroischen Fantasien im Kopf hergekommen, doch eine Waffe zu *lesen* war, als würde man dem eigenen Tod ins Auge sehen.

»Das geht vorbei«, tröstete sie ihn. »Ich rate Euch, draußen ein wenig frische Luft zu schnappen.«

Das Grüppchen verzog sich, jedoch nicht, ohne ihr über die Schulter noch ein paar scheele Blicke zuzuwerfen. Einer murmelte im Vorbeigehen »Alte Vogelscheuche«, ein anderer schimpfte sie Brillenschlange. Ophelia hoffte, ihr Verlobter wäre derselben Ansicht.

Mit einem Spachtel bewaffnet, machte sie sich daran, den Kaugummi zu entfernen, den Melonen-Hut an das Flugzeug geklebt hatte.

»Das konnte ich ihm nicht einfach so durchgehen lassen«, flüsterte sie und streichelte zärtlich den Rumpf der Maschine, als wäre sie ein Pferd.

»Meine Liebe! Ich habe dich überall gesucht!«

Ophelia drehte sich um. Mit gerafften Röcken und klappernden Absätzen, den Sonnenschirm unterm Arm, eilte eine wunderschöne junge Frau auf sie zu. Es war Agathe, ihre große Schwester, die ebenso elegant und strahlend war wie die jüngere nachlässig und verschlossen.

»Was machst du denn noch hier?«

Ophelia versuchte sich von dem Kaugummi zu befreien, der inzwischen an ihren Händen klebte.

»Du weißt doch, dass ich bis um sechs im Museum arbeite.«

Agathe nahm theatralisch Ophelias Finger zwischen ihre eigenen. Gleich darauf verzog sie angewidert das Gesicht: Der Kaugummi pappte nun an ihrem schicken Handschuh.

»Aber jetzt doch nicht mehr, du Dummerchen!«, rief sie aus, während sie versuchte, das unselige Ding abzuschütteln. »Mama hat gesagt, du sollst nur noch an deine Vorbereitungen denken. Ach, Schwesterlein«, schluchzte sie dann unvermittelt und warf sich ihr an den Hals. »Du musst ja so furchtbar aufgeregt sein!«

»Ähm ...«, machte Ophelia nur.

Agathe löste sich wieder von ihr und musterte sie von Kopf bis Fuß.

»Ach du liebes Lieschen, hast du mal in den Spiegel geschaut? So kannst du dich deinem Zukünftigen unmöglich präsentieren. Was soll er denn von uns denken?«

»Das ist meine geringste Sorge«, gab Ophelia zurück und ging zu ihrem Tisch hinter dem Schalter.

»Deine vielleicht, aber nicht die deiner Verwandten, du kleine Egoistin. Wir werden dem umgehend Abhilfe schaffen!«

Ophelia seufzte. Da blieb ihr wohl nichts anderes übrig, als das Museum zu schließen:

Wenn ihre Schwester sich mit einer heiligen Mission betraut fühlte, würde sie sie ohnehin nicht mehr in Ruhe arbeiten lassen. Während Ophelia mit einem Stein im Magen so langsam wie möglich ihre persönlichen Dinge zusammensuchte und in ihren alten Beutel packte, saß Agathe auf dem Pult und wackelte ungeduldig mit ihren weißen Stiefeletten unter der langen Spitzenunterhose.

»Ich habe gute Neuigkeiten für dich! Dein geheimnisvoller Anwärter hat endlich einen Namen!«

Nun sah Ophelia doch von ihrer Tasche auf. Wenige Stunden vor dem offiziellen Kennenlernen wurde es aber auch Zeit! Ihre zukünftige Schwiegerfamilie musste die Doyennen ausdrücklich zu absoluter Diskretion ermahnt haben, denn die hatten den gesamten Herbst über nicht das kleinste Detail über ihren Verlobten durchsickern lassen. Es war schon beinahe lächerlich. Ophelias Mutter hingegen war tödlich beleidigt, dass man sie nicht ins Vertrauen zog, und hörte nicht auf, sich darüber zu empören.

»Und?«, wollte Ophelia wissen, als Agathe sie auf die Folter spannte.

»Monsieur Thorn!«

Ophelia erschauerte unter ihrem Schal. Thorn? Dieser Name war ihr bereits zuwider. Er fühlte sich hart an auf der Zunge. Schroff. Beinahe aggressiv. Der passende Name für einen Jäger.

»Ich weiß auch, dass der edle Herr nicht viel älter ist als du, Schwesterlein. Alles andere also als ein Tattergreis, der nicht mehr imstande ist, seine Braut zu beehren. Aber das Tollste kommt erst noch«, fuhr sie atemlos fort: »Du wirst nicht in irgendeinem verlorenen Nest landen, glaub mir, die Doyennen haben uns nicht zum Besten gehalten. Monsieur Thorn soll eine ebenso schöne wie einflussreiche Tante haben, der er eine hervorragende Position am Hofe des Pols verdankt. Du wirst das Leben einer Prinzessin führen!«

Agathes Augen blitzten triumphierend, während Ophelia vollkommen niedergeschmettert war. Thorn, ein Höfling? Da wäre ihr ein Jäger ja noch lieber gewesen. Je mehr sie über ihren zukünftigen Gatten erfuhr, desto mehr drängte es sie, die Flucht zu ergreifen.

»Und woher weißt du das alles?«

Agathe rückte kokett ihre Haube zurecht, unter der sich frech ein paar rote Löckchen hervorkringelten. Ihr Kirschmund verzog sich zu einem siegesgewissen Lächeln.

»Aus sicherer Quelle! Mein Schwager Gerard hat es von seiner Urgroßmutter erfahren, die es wiederum von einer engen Cousine weiß, die die Zwillingsschwester einer der Doyennen höchstpersönlich ist!« Sie klatschte in die Hände und sprang vom Pult. »Da hast du dir ein echtes Prachtstück geangelt, meine Liebe! Wer hätte je gedacht, dass ein Mann von diesem Rang und Namen um deine Hand anhalten würde? Los, pack deinen Trödel ein, uns bleibt nicht viel Zeit bis zur Ankunft von Monsieur Thorn, und wir müssen dich noch gebührend herausputzen.«

»Geh schon mal vor«, bat Ophelia sie. »Ich muss noch eine letzte Formalität erledigen.«

Ihre Schwester entfernte sich mit trippelnden Schritten.

»Ich rufe uns eine Kutsche.«

Ophelia verharrte lange reglos an ihrem Tisch. Die brutale Stille, die sich im Museum ausgebreitet hatte, nachdem Agathe hinausgegangen war, dröhnte ihr in den Ohren. Sie öffnete das Tagebuch ihrer Urahnin an einer beliebigen Stelle und überflog die mit zierlicher, energischer Schrift vor beinahe hundert Jahren hingeworfenen Zeilen, deren Inhalt sie inzwischen auswendig kannte.

*Dienstag, 6. Juli. Ich sehe mich genötigt, meine anfängliche Begeisterung etwas zurückzunehmen. Die gnädige Frau Botschafterin ist abgereist und hat uns ihren zahllosen Gästen überlassen. Ich habe den Eindruck, dass man sich unser gar nicht mehr erinnert. Wir verbringen die Tage mit Kartenspielen und Spaziergängen im Park. Mein Bruder schickt sich leichter in dieses müßige Dasein als ich, er ist schon ganz in eine Herzogin vernarrt. Ich werde ihn zur Ordnung rufen müssen, schließlich sind wir zu rein geschäftlichen Zwecken hier.*

Ophelia war völlig verwirrt. Diese Notizen und Agathes Neuigkeiten passten überhaupt nicht zu den Zeichnungen des Augustus. Sie ließen den Pol vielmehr als einen Ort äußerster Eleganz und Finesse erscheinen. Spielte Thorn Karten? Wenn er ein Höfling war, musste er sicherlich Karten spielen. Womöglich hatte er den ganzen Tag nichts anderes zu tun.

Ophelia schob das kleine Buch in eine Filzhülle und steckte es in ihre Tasche. Dann öffnete sie den Deckel eines Schreibpults und holte das Inventarverzeichnis daraus hervor.

Sie hatte so manches Mal die Schlüssel des Museums in der Tür stecken lassen, hatte wichtige Unterlagen verschlampert und sogar kostbare Ausstellungsstücke beschädigt, doch niemals hatte sie das Führen des Inventarverzeichnisses vernachlässigt.

Sie war eine hervorragende *Leserin*, eine der besten ihrer Generation. Schicht um Schicht, Jahrhundert für Jahrhundert vermochte sie den Lebenslauf einer Maschine freizulegen, all die Hände, die sie angefasst, benutzt, demoliert, wieder instand gesetzt hatten. Diese Fähigkeit hatte ihr erlaubt, die Beschreibung jedes Stücks der Sammlung mit einer bisher nie gekannten Liebe zum Detail zu ergänzen. Wo sich ihre Vorgänger damit begnügt hatten, die Geschichte eines oder höchstens zweier ehemaliger Besitzer zu ergründen, drang Ophelia vor bis zur Entstehung des Gegenstandes in den Händen seines Erbauers.

Dieses Inventarverzeichnis war so etwas wie ihr persönliches Vermächtnis. Die Tradition verlangte, dass sie es ihrem Nachfolger eigenhändig übergab – ein Ritual, von dem sie nie gedacht hätte, dass sie es so bald würde ausführen müssen –, doch bis jetzt hatte sich noch niemand auf die Ausschreibung der Stelle beworben. Daher schob

Ophelia eine Notiz für diejenige oder denjenigen, der ihre Nachfolge antreten würde, unter den Einband, legte das Register zurück ins Schreibpult und verschloss dieses wieder.

Dann stemmte sie sich wie in Zeitlupe mit beiden Händen vom Tisch hoch und zwang sich, tief durchzuatmen. Schließlich musste sie das Unvermeidliche annehmen. Diesmal war es wirklich vorbei. Morgen würde sie ihr Museum nicht wieder öffnen, wie sie es bisher jeden Tag getan hatte. Ab morgen würde sie für immer einem Mann angehören, dessen Namen sie tragen würde.

*Frau Thorn.* Besser, sie gewöhnte sich gleich daran.

Ophelia nahm ihre Tasche und betrachtete ein letztes Mal das Museum. Die Sonne fiel hell durch das Glasdach der Rotunde, umgab die antiken Objekte mit goldenem Glanz und warf ihre verzerrten Schatten auf den Fliesenboden. Noch nie war ihr dieser Ort so schön erschienen.

Sie hinterlegte die Schlüssel in der Portiersloge. Kaum war sie unters Vordach getreten, das von einer dicken Schicht Herbstlaub bedeckt war, rief ihre Schwester aus einer Kutsche:

»Los, steig ein, wir fahren in die Goldschmiedegasse!«

Der Kutscher ließ seine Peitsche knallen, obwohl vor dem Wagen gar keine Pferde angespannt waren. Die Räder setzten sich in Bewegung, und die Karosse sauste am Fluss entlang, angetrieben allein durch den Willen ihres Lenkers.

Durch die hintere Scheibe sah Ophelia die Straßen in einem neuen Licht. Dieses Tal, in dem sie geboren war, schien sich von ihr zu entfernen, während sie es in der Kutsche durchquerte. Seine Fachwerkfassaden und Marktplätze, seine hübschen kleinen Werkstätten waren schon dabei, ihr fremd zu werden. Die ganze Stadt vermittelte ihr das Gefühl, dass dies nicht mehr ihr Zuhause war. Im warmen Glanz des Herbstnachmittags gingen die Leute ihren ganz gewöhnlichen Alltagsbeschäftigungen nach. Eine Amme schob einen Kinderwagen und errötete unter den anerkennenden Pfiffen der Arbeiter auf einem Gerüst. Schüler naschten heiße Maronen auf dem Nachhauseweg. Ein Bote rannte mit einem Paket unter dem Arm den Bürgersteig hinunter. All diese Männer und Frauen waren Ophelias Familie, und sie kannte kaum die Hälfte von ihnen.

Eine Straßenbahn überholte sie schnaubend und bimmelnd. Als sie vorübergefahren war, betrachtete Ophelia den von Serpentinaen durchzogenen Berg, der ihr Tal überragte. Dort oben fiel schon der erste Schnee, der Gipfel war unter einer grauen Haube verborgen. Selbst Artemis' Sternwarte war nicht mehr zu erkennen. Erdrückt von diesen kalten Fels- und Wolkenmassen, erdrückt vom Gebot einer ganzen Familie, hatte Ophelia sich noch nie so unbedeutend gefühlt.

Agathe schnipste vor ihrem Gesicht mit den Fingern.

»Also, Herzchen, hör mir gut zu. Wir müssen uns deine gesamte Aussteuer vorknöpfen. Du brauchst neue Kleider, Schuhe, Hüte, Unterwäsche, viel Unterwäsche ...«

»Ich mag meine Kleider«, unterbrach Ophelia sie.

»Ach, Unsinn, du ziehst dich an wie unsere Großmutter! Bei meinen Lockenwicklern, sag nicht, dass du noch immer diese alten Fetzen trägst!« Agathe sah angewidert auf die Handschuhe ihrer Schwester. »Mama hat dir doch bei Julian eine ganze neue Ladung bestellt.«

»Am Pol werden keine Handschuhe für *Leserinnen* gefertigt, also muss ich sparsam damit umgehen.«

Doch auf dem Ohr war Agathe taub. Koketterie und Eleganz rechtfertigten in ihren Augen jegliche Verschwendung.

»Nun reiß dich mal am Riemen, zum Kuckuck! Den Rücken gerade, Brust raus, Bauch rein, etwas Puder auf die Nase, Rouge auf die Wangen, und ändere um Himmels willen die Farbe deiner Brille, dieses Grau ist ja schauderhaft! Was deine Haare betrifft ...«, seufzte Agathe, während sie mit spitzen Fingern den braunen Zopf anhub. »Wenn es nach mir ginge, würde ich sie abschneiden und ganz von vorn anfangen, aber dazu fehlt uns leider die Zeit. Komm schnell, wir sind da.«

Ophelia schlurfte mit bleiernen Füßen hinter ihrer Schwester her. Zu jedem Rock, jeder Bluse, jedem Halsband, das man ihr vorführte, schüttelte sie nur den Kopf. Die Schneiderin, die die Stoffe mit ihren schlanken Animisten-Fingern ohne Nadel und Faden modellierte, weinte fast vor Wut. Zwei hysterische Anfälle und ein Dutzend Boutiquen später hatte Agathe Ophelia lediglich davon überzeugt, ihre ungleichen Schuhe durch ein neues Paar zu ersetzen.

Im Friseursalon zeigte die zukünftige Braut sich nicht weniger störrisch. Sie wollte nichts wissen von Puder oder Epilation, von Brennschere oder gar Schleifchen nach der neusten Mode.

»Du stellst meine Geduld wirklich auf eine harte Probe«, schimpfte Agathe, während sie versuchte, Ophelias Locken zu entwirren. »Meinst du, ich wüsste nicht, wie du dich fühlst? Ich war siebzehn, als man mich mit Karl verlobt hat, Mama sogar noch zwei Jahre jünger bei ihrer Hochzeit mit Papa. Und sieh, was aus uns geworden ist: strahlende Gattinnen, glückliche Mütter, erfüllte Frauen! Dich hat der Großonkel zu sehr verhätschelt, damit hat er dir keinen Gefallen getan.«

Mit verschwommenem Blick betrachtete Ophelia sich im Spiegel, während Agathe mit ihren Haarnestern kämpfte. Ohne widerspenstige Locken und ihre Brille, die auf dem Bürstentischchen lag, fühlte sie sich nackt.

Ihre Schwester sah sie nur als roten Schemen, der nun das Kinn auf ihren Kopf legte.

»Ophelia«, flüsterte Agathe sanft, »du könntest gefallen, mit ein bisschen gutem Willen.«

»Wozu? Wem gefallen?«

»Monsieur Thorn natürlich, Dummchen! Charme ist die beste Waffe der Frau, du musst dich ihrer ohne jegliche Skrupel bedienen. Es bedarf nur einer Kleinigkeit, eines